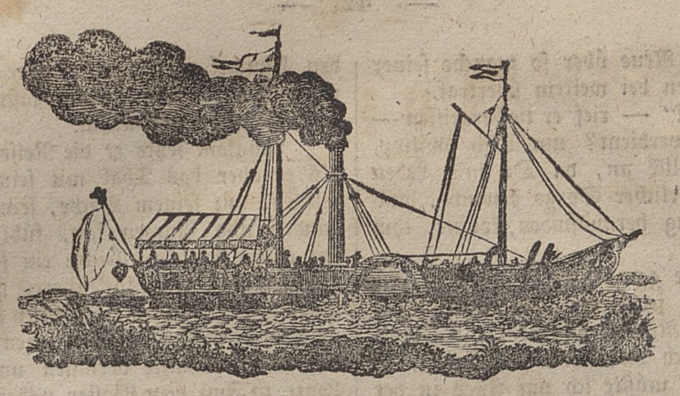
№ 6.

Donnerstag, am 14. Januar 1841.

Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern,



welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.



# Das Dampfboot.

## Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

### Karls des Fünften Ende.

(Fortsetzung.)

Ehe der Kaiser das Schiff, welches zu seiner Ueberfahrt bestimmt war, bestieg, nahm er von Philipp, von seiner Tochter der Erzherzogin und deren Gemahl Maximilian, so wie von dem übrigen Gefolge einen rührenden Abschied, denn er fühlte wohl, daß es der Abschied für das ganze Leben sei, und gelangte dann nach einer glücklichen Reise, die von Seeland nicht länger als eilf Tage dauerte, an die spanische Küste.

Zu Lorindo in Biscaya stieg er ans Land, und warf sich hier mit dem ganzen Körper auf die Erde, küßte sie und sagte: „Nackend bin ich von meiner Mutter Leib gekommen, und nackend komme ich zu Dir, Du allgemeine Mutter der Menschen, wieder an."

Darauf setzte er seine Reise nach Burgos fort, bald in einem Tragsessel auf den Schultern seiner Bedienten, bald in einer Sänfte, die von Pferden getragen wurde, stand aber bei jedem Schritte der Leute oder Pferde unsägliche Schmerzen aus, und kam deßhalb nur sehr langsam von einem Orte zum andern.

Zu Burgos hatten sich einige vom spanischen Adel versammelt, ihm ihre Aufwartung zu machen, aber es waren nur sehr wenig, und auch diese wenigen kamen noch in einem höchst nachläßigen Aufzuge. Es war ja nicht der Kaiser, nicht der große gefürchtete Monarch von früher, es war jetzt der gewöhnliche Mensch, der einflußlose alte Vater des Königs, für den nun Niemand mehr Zeit oder nichtssagende Schmeicheleien und Ehrfurchtsbezeugungen übrig hatte.

Karl bemerkte es sehr wohl, und ob er auch aus freiem Antrieb von seiner schwindelnden Höhe herabgestiegen und alle seine Reichthümer ohne Ueberwindung hingegeben hatte, so kränkte ihn jetzt doch die Entdeckung, daß man früher nur dem Range, nur der Macht, die er bekleidet, und nicht seiner Person, die Beweise von Liebe und Ehrerbietung gezollt, recht innig, und bestärkte den Vorsatz auch, durchaus von der Welt zurückgezogen, nur mit den Klosterbrüdern und einigen Bedienten zu leben, von denen er keine Verstellung mehr befürchten durfte.

Aber die Gleichgiltigkeit seiner sonstigen Unterthanen war nicht das Härteste, das ihm begegnen, nicht das Einzige, das ihn an seine Ohnmacht erinnern sollte. Das Schicksal hatte ihm noch eine andere, eine bei weitem bitterere Prüfung vorbehalten, und zeigte ihm den, für welchen er seit 30 Jahren mit rastloser Thätigkeit gearbeitet, und um dessen willen er in hundert schlaflosen Nächten an ein grausames Unrecht erinnert, nur die Sterbeblicke unschuldiger Menschen im Widerschein des eigenen Gewissens mit grellen schreienden Farben mahnend und rächend vor sich hintreten gesehn; — zeigte ihm den, für welchen er die Freunde in Feinde, die Liebe in Haß, die Verehrung in Abscheu verwandelt, für den er Alles, für den er das Letzte hingegeben — zeigte ihm den kalt und undankbar, und erfüllte ihn so mit einem Schmerz, den er bisher noch

nicht gekannt, und den die Reue über so manche seiner unedeln Regentenhandlungen bei weitem übertraf.

„O Philipp! Philipp!“ — rief er tief ergriffen — „habe ich das um Dich verdient? um Dich Philipp, den ich von dem Augenblick an, da Du in's Leben tratst, mit mehr als väterlicher Sorge bewacht, und der Liebkosungen nie genug herausfinden konnte, ihm angenehm zu werden.

Philipp! — wenn die ganze Erde gegen mich aufgetreten wäre, wenn mir jeder Einzelne dieser Erde mit kalter Verachtung den Rücken zugewendet hätte, — von Dir Philipp durfte ich Liebe und Aufmerksamkeit fordern; von Dir Philipp müßte ich um Alles in der Welt das nicht erleben dürfen!“ —

Er verhüllte hier mit beiden Händen das Gesicht, daß man die Thränen im Auge, den Schmerz der bleichen Wangen nicht sehen sollte, und seufzte dann leise vor sich hin: „So vergilt sich aber das Böse durch — Böses. Nun wie Du willst mein Gott, es muß ja Dein Wille sein.“ —

Philipp ließ nämlich seinen Vater in Burgos auf die Auszahlung der ersten Hälfte seiner geringen Jahrgelder wochenlang warten, und hatte in einem gemessenen Befehl an seine Kammer die Unterstützung des Kaisers (so nannte er das, was jener sich für den Besitz so vieler Königreiche vorbehalten, oder wenn man will, was dem Philipp der Preis dieser Königreiche geworden war) als etwas, das nicht gerade sehr nöthig sei, und gegen dringendere Ausgaben immer nachstehen könne, bezeichnet. Erst als Karl in einer ernsten und befehlenden Sprache sein Recht forderte, wurde ihm die ausgeworfene Summe als ein Almosen gleichsam nach und nach gezahlt.

In Valladolid verabschiedete er seine Bedienten und übrigen Hausofficiere bis auf die wenigen, welche ihm in die Einsamkeit folgen wollten. Einem jeden zahlte er zu seinem Solde noch ein seinen jetzigen Kräften angemessenes Geschenk, das er mit den Worten der Liebe und Freundschaft begleitete, und ihm so einen doppelten Werth gab.

Dann aber trennte er sich von seinen Schwestern, die ihm bis dahin gefolgt waren, und ihn unter den trüben Verhältnissen seines Lebens durch Trostsprüche und unermüdliche Pflege gestärkt hatten. Auch hier wollten sie ihn nicht verlassen, denn so lange in Liebe mit ihm vereint gewesen, und keinen andern Zweck als den kennend, in Andacht und frommen Handlungen ihre Tage zu beschließen, baten sie ihn um die höchste Gunst, ihn in sein Exil begleiten zu dürfen; er blieb aber fest seinem früheren Entschlusse treu, nur allein in St. Just zu sein, und sich selbst den Genuß zu versagen, den ihm die Gesellschaft der Schwestern gewähren würde.

„Nicht so,“ — sagte er ihnen — „Ihr seid für die Welt, und könnt noch so manches Gute in dieser Welt stiften, ich — habe eine lange Reihe von Vergehen gut zu machen, und kann nur in schwerer Buße den Himmel versöhnen, daß er mich freundlich dereinst zu sich aufnehme, darum laßt mir meinen Schmerz, aber laßt ihn mir allein.

Langsam setzte er die Reise nach Estremadura fort, als er aber das Thal mit seinen Wiesen und Fruchtfeldern, mit seinem Bache, seinen Bäumen, seinen Gebäuden und Gärten sah, fühlte er zum ersten Mal, seit einem Jahre vielleicht, ein frohes Wallen den Busen belebend und ein glücklicheres tieferes Gefühl die Seele durchglühen. Auch auf seinen Körper machte die Veränderung des Gemüths einen so günstigen Eindruck, daß er die Sänfte verlassen und sich mit Hilfe zweier Leute zu Fuß dem Kloster nahen konnte. Kaum wurde seine Ankunft von dem dienstthuenden Pförtner bemerkt, als der Prior mit allen Klosterbrüdern ihm entgegen zog, und den hohen Gast mit herzlicher Ehrfurcht begrüßte.

Schon einige Zeit vorher hatte der Kaiser einen Baumeister nach St. Just geschickt; der für ihn und sein Gefolge ein kleines Häuschen dem Kloster angebaut hatte; der Baumeister war indeß strenge angewiesen worden, das Häuschen nicht nach seinem früheren Range, sondern nach dem jetzigen unbedeutenden Platze, den er in der menschlichen Gesellschaft einnahm, den übrigen Mönchszellen gleich, mit unbekleideten Wänden, und nur zwei mit braunem Tuche tapezirt, zwanzig Fuß im Gevierte und mit dem simpelsten Hausgeräth versehen. Sie lagen auf ebenem Boden, eine Thür daraus ging in einen Garten, zu welchem der Kaiser selbst den Plan entworfen, und mit verschiedenartigen Pflanzen hatte anbauen lassen, die er mit eigenen Händen zu kultiviren sich vorgenommen. An der andern Seite stieß es an die Klosterkapelle, wo er seinen Gottesdienst verrichten wollte.

Hier in dieser Stille und Einsamkeit begrub also Karl seine Größe, seinen Ehrgeiz und alle die ausgedehnten Projekte, die während eines halben Jahrhunderts Europa erschüttert, und jedes Königreich desselben, eines um das andere, mit den Schrecken seiner Waffen, oder der Furcht, seiner Macht zu erliegen, erfüllt hatten.

Er hatte sich hier in St. Just einen eigenen Lebensplan entworfen, und das gesunde und trockene Klima that seinem leidenden Körper so wohl, daß er allerdings diesen Plan zu verwirklichen vermochte. Er lebte dem Stande eines Privatmannes am mäßigen Einkommen ohngefähr gleich; seine Tafel war reinlich, aber einfach; seine Bedienten wenig, sein Umgang mit ihnen freundschaftlich, und alle lästige Förmlichkeit durchaus abgeschafft; nach Tische ritt er zuweilen auf einem kleinen Pferde, dem einzigen, das er sich hielt, eine Stunde spazieren, während ein Bedienter zu Fuß daneben ging, zuweilen wartete er auch den Pflanzen seines Gartens mit eigenen Händen. Wenn ihm indeß sein Körperzustand die freie Luft verbot, oder das Podagra ihm den Gebrauch der Füße untersagte, so hatte er einige Edelleute aus der Nachbarschaft des Klosters bei sich, zum Essen, oder er beschäftigte sich mit der Mechanik, seinem

Lieblingsstudium, wozu er wirklich seltene Anlagen und ein außerordentliches Genie hatte.

Einer der ersten Mechaniker der damaligen Zeit, Terriano, war ihm aus Liebe zur Kunst in die Einsamkeit gefolgt, und arbeitete hier manche Nacht hindurch mit dem Kaiser, wenn dieser, wie es oft war, nicht schlafen konnte. Die künstlichsten Sachen, Uhren, so schön und richtig, wie man sie kaum kannte, und selbst Spielereien, Puppen, die sich selbst bewegten, aber auch nützliche Modelle verdankten ihnen ihr Entstehen, und der Gelehrte gestand nicht selten beschämt die Ueberlegenheit seines Gönners, dem die Kunst so manche großartige Erfindung zuschreiben darf.

Bei dem Vergleichen der Uhren, und als er fand, daß es schwer wurde, zwei ganz ähnliche zu machen, sah er das Thörichte seines früheren Strebens ein, die Menschen alle gleich haben zu wollen, und hätte er nun noch einmal auf dem Throne gesessen, er würde gewiß viel toleranter gewesen sein.

Neben diesen Beschäftigungen brachte Karl einen großen Theil seiner Zeit mit Andachtsübungen zu. Er wohnte dem Morgen- und Abendgottesdienst in der Klosterkapelle regelmäßig bei, las viel in Schriften über Gottseeligkeit, und unterhielt sich gerne mit dem Prior des Klosters und seinem Beichtvater über ähnliche Gegenstände.

Ob er kurz vor seinem Tode noch eine Vorliebe für Luthers Lehre gezeigt und sich dieser hingeneigt haben soll, wie einige Schriftsteller behaupten, möge dahin gestellt sein, obschon es mit Rücksicht auf seine Handlungen wohl zu bezweifeln steht; noch weniger begründet dürfte aber eine anderswo aufgefaßte Meinung sein, als habe er sich wieder in die Welt und auf den Thron zurück gewünscht, da er im Gegentheil das Leben der Klosterstille nicht genug preisen konnte, und täglich seine Zufriedenheit darüber aussprach.

Ja er trieb die äußerliche Verachtung der Welt so weit, daß er durchaus nichts von den Angelegenheiten der Völker und ihren verschiedenen Staaten hören mochte, und jedes Mal unruhig wurde, wenn man ihrer irgend wo Erwähnung that. Jene Vermuthung hat indeß wohl darin ihren Grund, daß er oft in bittere Klagen über die Undankbarkeit eines Sohnes ausbrach, dem er so viel gegeben, und der dafür nicht einmal das geringe Jahrgeld bezahle, welches er sich ausbedungen, unberücksichtigt der Gleichgiltigkeit, die er in jeder Beziehung gegen seinen Vater beobachtet; denn Philipp mußte bei jedem fälligen Zahlungstermin erst erinnert werden, und bezeugte nie die geringste Theilnahme an dem Wohl des Kaisers.

Ein Jahr war seit Karls Eintritt in das freundliche stille Thal vergangen, das er zu seiner Ruhestätte gewählt hatte, als die Anfälle der Gicht ihn heftiger denn je ergriffen, und auch ohne Unterbrechung während der übrigen Tage seines Lebens fort wütheten. Aber diese Krankheit wirkte nicht nur mit zerstörender Kraft auf den Körper, sondern sie zerrüttete auch die Seele, und verwirrte seinen sonst so hellen richtigen Verstand.

Ein knechtischer und furchtsamer Aberglaube drückte seinen Geist nieder; er aß nur so viel, um nicht gerade zu verhungern, floh aber jede Zerstreuung, sie mochte Namen haben wie sie wollte; in seiner ganzen Lebensart wurde er strenger gegen sich selbst jetzt als ein Mönch; kein Fremder durfte ihm mehr nahen, er brachte den ganzen Tag hindurch mit Absingen von Hymnen zu. Zur Abbüßung seiner Sünden gab er sich in's Geheim die Disciplin mit solcher Schärfe, daß man die Strickgeißel, die er zum Werkzeuge dieser Züchtigung brauchte, nach seinem Tode noch vom Blute gefärbt fand. Und doch schienen ihm die gottgefälligen Betrachtungen und diese Kasteiungen noch lange nicht hart genug. Von einem Aberglauben gepeinigt, der sonst nur kleinen Seelen eigen, suchte er ängstlich ein Mittel, um die Gottheit zu versöhnen, die, wie er sich fest einbildete, noch immer auf's Heftigste gegen ihn zürne.

Sein Zustand war in der That bemitleidenswerth, und da er in seinen Selbstgesprächen oft der Undankbarkeit Philipps erwähnte, die er indeß durch seine Schuld selbst verdiene, so schickte der Prior eine Gesandschaft an den König nach Madrid, diesem von der Krankheit des Kaisers Meldung zu machen, und gleichzeitig zu bitten, auf dem passendsten Wege solche Ansichten zu widerlegen. Philipp hörte den Bericht kalt mit an, zuckte die Achseln, und bedauerte, nicht Gott zu sein, um ihm helfen zu können. Das war Alles, was er für einen Vater übrig hatte, der aus Liebe für ihn vielleicht seine Seligkeit auf's Spiel gesetzt, denn mochte ihn auch der Ehrgeiz von Stufe zu Stufe treiben, und die Mittel, wie er dahin gelangte, nicht eben genau prüfen lassen, so hatte doch die Aussicht in die Zukunft des geliebten Sohnes den größten Theil an seinen späteren Entwürfen und Handlungen.

Seufzend hörte der Prior die Botschaft Philipps und betete leise für seinen unglücklichen Kaiser.

(Schluß folgt.)

## Der Maler.

Ich sollt' Agnesen malen,
Sie meines Herzens Hoffen,
Doch konnt' ich sie nicht treffen, —
Ich war von ihr getroffen.

Pn.

## Palindrom.

Hinwärts wurde ich bezwungen:
Israel hat mich gefällt.
Her hab ich den Sieg errungen
Und beherrsch' die ganze Welt.

Rg.

# Reise um die Welt.

*** Am Tage des heiligen Joseph ließ ein Pizzicarole in Rom eine versificirte Einladung zur Festspeise seiner Reisklöschen circuliren, des Inhalts: Glaubt Ihr, daß Eris einen Apfel in die Götterversammlung geworfen, als sie nicht gebeten war zur Hochzeit der Thetis mit Peleus, so irrt Ihr sehr. Ein Reisklöschen war's, und drei Göttinnen stritten sich um seinen Besitz, und als Paris es der Venus gab, gab sie ihm die Helene dafür, und so kam der trojanische Krieg, die Flucht des Aeneas, die Gründung Roms. Alles durch ein Reisklöschen: und solche Reisklöschen werden bei mir gesotten.

*** Der gelehrte Claverius, aus einer edeln Familie zu Rom, und Freund der Farnese, besonders des Kardinals Alexander, hatte bei aller seiner Gelehrsamkeit eine Eitelkeit, die geradezu in Narrheit ausartete. Nichts war ihm zu kleinlich oder lächerlich, wenn es seiner Eitelkeit schmeichelte. Er wohnte in der Nähe eines Collegiums. So oft ein Student unter seinen Fenstern vorbeiging, und daran fehlte es nie, rief er ihn herauf, und wenn er Talent zur Poesie oder Beredsamkeit an ihm bemerkte, so verschwendete er Liebkosungen und Bewirthungen, um ein Sonett, eine Ode, eine Rede zu seinem Lobe herauszulocken, so daß er eine ganze Sammlung davon zusammenbrachte. Die Dichter seiner Zeit entgingen natürlich seinen Nachstellungen nicht. Annibale Caro, Tasso, Benedetto Varchi, Giulio Cesare Stella, Feliciani wurden in Requisition gesetzt. So konnte er endlich zwei ganze Bände voll Lobschriften auf sich zum Druck bringen, einen lateinischen und einen italienischen, und vor jedem stand seine Biographie. Er starb 1600 zu Rom in hohem Alter.

*** Rutilius Gracchus, gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts zu Rom geboren, zeigte in seiner Jugend entschiedene Anlage zu den Studien und zur Poesie. Seine Gedichte wären der besten seines Zeitalters nicht unwürdig; aber auf einmal ward er im Kopfe verwirrt, ohne doch von seiner Lieblingsbeschäftigung abzulassen; und von der Zeit wurde, was er machte, der treue Ausdruck eines verrückten Talents, das man weder ohne Bewunderung noch ohne Lachen betrachten konnte. Einmal im Fasching stieg ihm die Grille in den Kopf, den Herkules vorzustellen; ja er glaubte wirklich Herkules selbst zu sein. Nackt, wie Gott ihn erschaffen hatte, warf er eine Löwenhaut über die Schultern, stieg zu Pferde und zog in diesem Aufzug durch die Stadt, bei einer Kälte, daß die Zähne klapperten, und bei dem tollsten Schneegestöber. Endlich sperrte man ihn in's Narrenhaus, wo er Anfangs ruhig und eingezogen studirte. Aber eines Tages, als er in die Küche kam und der Koch eben nicht zugegen war, fiel er über die Schüsseln her und verzehrte allein, was für das ganze Haus gekocht war. Das hatte zur Folge, daß man ihn fortjagte, weil die Administration fürchtete, nicht aufzukommen gegen einen Mann von so riesigem Appetit. Eines Tages trat er in den Hörsaal eines Professors der Physik, der eben erklärte, daß zwei widersprechende Dinge nicht zu gleicher Zeit statt finden können, wie z. B. warm und kalt, schlafen und wachen u. dgl. Da rief der tolle Zuhörer: „Ein ganz einfaches Beispiel soll Euch gerade das Gegentheil beweisen. Da seht her, das öffnet und schließt, macht ein Loch und verstopft es, beides zugleich, was doch wohl ein Widerspruch ist!" Und damit schlug er einen Nagel in die Wand. Eine andere seiner Tollheiten war, daß er seinen Gruß nach dem Rang des Begrüßten abmessen wollte. Zu diesem Zwecke ließ er sich drei Hüte machen, so daß einer im andern steckte. Begegnete er einem Freunde, so nahm er den obersten Hut ab, vor einem Vornehmen zog er zwei ab, den einen mit der rechten, den andern mit der linken Hand. Vor Personen von hohem Range entblößte er das Haupt völlig, indem er auch den letzten nach hinten hinabstieß. Zum Lohn einer so wichtigen Erfindung prätendirte er, auf Staatsunkosten erhalten zu werden. Endlich starb er, wie er gelebt hatte, unter närrischen Reden und bedeutungsvollen Narrheiten. „Kommt und seht," rief er seinen Freunden zu, „denn die Sonne verlischt." Um die Sache anschaulich zu machen, hatte er sich eine Strahlenkrone aus Messing verfertigen lassen, die auf seinem Kopfkissen lag.

*** In einer lustigen Gesellschaft, welche meistentheils aus Hagestolzen bestand, wurde die seltsame Frage aufgestellt: ob auch Frauenzimmer in den Himmel kämen? Ein verliebter junger Mann nahm sich sogleich des schönen Geschlechts an und behauptete: daß sie wohl in den Himmel kommen müßten, da sich so viele Engel unter ihnen befänden. Einer der Hagestolzen aber versicherte, er wolle aus der Schrift beweisen, daß keines dort sei; denn es stehe in der Offenbarung Johannis: „Es ward eine Stille im Himmel bei einer halben Stunde;" so lange könne aber ein Frauenzimmer unmöglich in der Gesellschaft mit andern schweigen. Der junge Frauenlob wußte sich nicht anders zu helfen, als durch den Satz: „Bei Gott sei Alles möglich."

*** Ein Landmann lag in den letzten Zügen. Sein Sohn, der lange Gottfried, eilte geschwind zum Pfarrer, und da es eben in der Nacht war, so klopfte er drei Stunden lang ganz leise an die Thür. Endlich erwachte der Geistliche und fragte ihn, warum er nicht stärker geklopft habe? Ich fürchtete, Sie zu erwecken, ehrwürdiger Herr! — Und was wollt Ihr nun? — Ich möchte Ihr Ehrwürden bitten, zu meinem Vater zu kommen, der in den letzten Zügen lag, als ich ihn verlassen habe. — So wird er jetzt schon längst gestorben sein. — O ne doch, Ihr Ehrwürden, der Gevatter Steffens hat mir versprochen, daß er ihm schon die Zeit vertreiben wolle, bis ich wieder zurück sei.

**Hierzu Schaluppe.**

# Schaluppe zum Dampfboot.



**№. 6.** Am 14. Januar 1841.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

## Kunst-Ausstellung.

(Fortsetzung.)

No. 22. La Cauzonetta von Friedrich Bouterweck. Auf dem Altan vor einer ländlichen Behausung stehen drei holdselige Mädchen, die eine noch hübscher als die andere, in der malerischen Kleidung der Frauen des Sabinergebirges. Eins ist über die Brüstung gelehnt. Offenbar lauscht es dem Gesang und den Klängen der Guitarre, die von unten süßbetaubend wie Gedüfte von Orangen und Jasmin heraufschwirren. Die beiden andern, etwas rückwärts stehend, lächeln mit gutmüthig schalkhaftem Lächeln einander zu. Mit eigner Lust freuen sie sich der fremden. Ein duftiger zarter Hauch der Anmuth ist über die Gruppe verbreitet. Tiefblauer Himmel, die Formen der Vegetation und das über diese, die Gestalten und Gewandung ausgegossene glühende Colorit charakterisiren auf das glücklichste die südliche Scene. — No. 75. Ein Brautpaar mit Begleitung aus der Kirche gehend, von Sophie Hartz. Ein fein und fleißig gemaltes Bild von angenehmer Wirkung. Die männlichen Figuren sind fast alle sehr wohl gerathen, und vorzüglich gut fällt der stattliche Bräutigam in's Auge, der ehrenfest und nicht ohne Anmuth die Braut führt. Daß sich von den weiblichen Figuren nicht durchgängig so vortheilhaft urtheilen läßt, liegt wohl in dem Umstande, daß es dem Weibe nun einmal versagt ist, in das Geheimniß der weiblichen Schönheit einzudringen. So sind denn die jüngeren Begleiterinnen der Braut, die, der Intention der Künstlerin nach, gewiß recht hübsch und anmuthig sein sollten, etwas Modejournal- und Kalenderkupfer-artig ausgefallen. Das Costüm der Personen ist männlicherseits mittelalterlich, doch sehr unbestimmt, und die Frauen könnten ganz gut in ihrer Tracht, so wie sie gerade ist, diesen Winter auf den Ball fahren, ohne irgend besonders aufzufallen, wenn sie sich eine gelenkere Tournure anschafften. Wenn die verdiente Künstlerin ihr Bild angegeben hätte: hochzeitlicher Zug des Grafen N. N. und der Freifrau N. N., so hätte sie, ohne einen Pinselstrich mehr oder weniger, ein historisches Bild in eben der Art geliefert, wie so viele unsrer Künstler. Es zeugt für die Richtigkeit des Geschmacks und die Bildung der Dame, daß sie es verschmäht hat, die Bedeutung ihres Bildes außerhalb desselben bestimmen zu wollen, was fast jederzeit die nachtheiligste Rückwirkung auf die Deutlichkeit hat, womit dasselbe sich von innen heraus auszusprechen hat. Es ist beinahe Zufall, wenn bei solchen äußerlichen Behelfen für den Beschauer eine nothwendige, im Wesen der Sache klar gebotene Deutung zu finden ist. — No. 81. Das Florafest von F. W. Herdt. Wer bei dem Balle, der mit dem Alterthume nur durch den Namen zusammenhängt, zugegen gewesen, wird zugestehen, daß der Maler in diesem mühsamen Werke den Totaleindruck desselben täuschend abzuspiegeln gewußt hat; ja, er hat mehr gethan und die Verwirrung der Wirklichkeit künstlerisch gelöst und geordnet. Wenn, trotz der ungeheuren Fülle von Personen, eine gewisse Einförmigkeit im Ganzen und Repetion im Detail nicht zu verkennen ist, so liegt dies in der Natur der Sache, in der Beschaffenheit eines modernen Nachtfestes. Wie im Dunkeln alle Kühe schwarz sind, sind beim Schimmer von tausend Kerzen alle Damen mehr oder weniger hübsch, denn die gar zu häßlichen bleiben doch in der Regel zu Hause. Für diejenigen übrigens, die mit Berlin bekannt sind und daher wissen, daß man dort mit Anstand und selbst mit Grazie zu tanzen pflegt, bedarf es nicht der Erinnerung, daß die beinschleudernde Quadrille in der Mitte des Bildes aus königlichen Tänzern und Tänzerinnen besteht. Se. Majestät, der höchstselige König, sieht denselben aus der Loge zu, mit ihm der Frau Fürstin von Liegnitz Durchlaucht. Dem Vernehmen nach ist dieses in seiner Art gelungene Bild anderwärts, wegen angeblich allzu rothen Tones, getadelt worden. Die Gerechtigkeit gebietet Abweisung des betreffenden Vorwurfs. Alle künstliche Beleuchtung, natürlich mit Ausnahme der gefärbten Flammen und des brennenden Spiritus, ist von röthlichem Schimmer, und die Stärke desselben steht in geradem Verhältniß zu der Stärke der Beleuchtung. Wer nnn bedenkt, wie glänzend die Beleuchtung bei jenem Fest gewesen, und den zutretenden Umstand in Betracht zieht, daß auch die durchaus rothe Decoration des Lokals röthliche Reflexen hervorbringen muß, wird dafür halten, daß der rothe Ton, in dem das Ganze gehalten ist, gar nicht zu roth ist. Das Beste bei der Sache ist übrigens, daß es sich bei dem Feste gerade eben so verhielt, doch gehört freilich ein gebildetes Auge dazu, um in der Natur selbst neben den Farben der Dinge an sich die zufälligen Tinten richtig zu sehen, zudem wenn solche gleichförmig über alle Gegenstände verbreitet sind und mithin kein Vergleich statt findet. — No. 153. Eine junge Wittwe von Meyer. Wenn der Künstler verschieden von dem G. Meyer ist, dessen wir oben gedacht, wie dies nach der verschiedenartigen Technik der Fall sein dürfte, so ist das ein gar günstiger Umstand, indem wir dann um einen guten Maler reicher sind. Die Wittwe

und ihre beiden weiblichen Beistände bilden eine treffliche Gruppe voll Leben und Wahrheit. Der Ersteren Schmerz scheint etwas übertrieben und theatralisch, aber er scheint auch nur so, denn jede lebhafte Empfindung, mithin auch der Schmerz, wird zu unserer Zeit, wo auch das innerste Wesen des Menschen mit Reminiscenzen aus allerhand Bildungsvehikeln behaftet ist, in der Aeußerung etwas Reflectirtes, an das Künstliche Streifende, haben. Das gerade also, was hier beim ersten Anblick getadelt werden könnte, beweist, wie sehr Herr Meyer unter die denkenden Künstler gehört. Uebrigens liegt Grazie in all diesem Uebermaaß des Schmerzes, und der Betrachter wird sich mit dem Gedanken trösten, daß er nicht lange vorhalten werde. Zu bewundern ist die Sparsamkeit der Mittel, womit der Künstler eine große, dem Sujet angemessene malerische Wirkung hervorgebracht. Das Stück ist fast farblos; Kleidung, Zimmer, kurz Alles ist schwärzlich, und doch entwickeln sich Figuren und Dinge mit den gehörigen Localfarben auf das Deutlichste. — No. 143. Ein Holzbildhauer von Lilotte. In Ansehung der Kunst ist dieser Betreiber der edlen, leider zu sehr verabsäumten Bildschnitzkunst, eben kein Veit Stoß, wie seine in der Werkstätte umherstehenden Werke beweisen, und ist überhaupt kein Künstler, aber er ist eine gute, treue, ehrliche Seele und ein fleißiger Mann, der Gott dafür dankt, daß auch die Bauern in ihren Kirchen Bilder brauchen, wenn es ihn auch oft bedünkt, daß sie für einen lieben Herrgott zu wenig zahlen. Er schnitzt eben an einem solchen und schlägt auf das Hohleisen los, daß es eine Freude ist. Guter Dorfmichelangelo, sei mit Deinem Loos zufrieden! Dich nährt eine Kunst, die Du als ewiger und prädestinirter Stümper betreibst, weil Du für Bauern arbeitest. Wärest Du ein Meister, an Geistesreichthum den Edelsten verwandt, so gingest Du vielleicht zu Grunde. Wie die einfache Composition des Bildes in gewissem Sinne eine poetische zu nennen ist, so verdienen auch Zeichnung und Colorit alles Lob. Durch sorglichen Fleiß der Behandlung auch des Kleinsten schließt sich der Maler rühmlich den guten Düsseldorfern an. — No. 174. Die eingeschlafene Alte von G. Papper. Es wäre Verhärtung im Vorurtheil, wenn man beim Anschaun dieses Bildchens leugnen wollte, daß es in unsern Tagen möglich sei, die Feinheit und saubere Vollendung der belgischen und holländischen Cabinetsstückmaler zu erreichen. Die Alte ist über dem Lesen der Bibel eingeschlummert; kein Wunder, denn sie hat nicht auf Antrieb inneren Bedürfnisses, sondern aus Gewohnheit darin gelesen. Sie war einmal, aber es ist lange her, ziemlich hübsch, diese Alte. Jetzt lies't man ihr im Gesicht, und besonders an dem zugekniffenen Munde, daß sie seit Jahren gerne keift und über die immer böser werdende Welt klagt. So ist denn diese betagte Person eben keine angenehme, aber eine sehr wahre Darstellung. Es ahnet dem Einsender, daß sie von andern Beurtheilern, die dann freilich nur die vorgefaßte Intention in das Gemälde hineintragen würden, als ein höchst gottseliges Mütterlein wird betrachtet werden. — No. 53. Auszug der kleinen Schützengilde zu Buxtehude von Jacob Gensler. Umdrängt von der jubelnden Schaar der kleinen Schützen, die sich so ernst und gravitätisch gebehrden, als es bei der unendlichen Lust im Innern nur immer gehen will, zeigt sich uns der würdige Stadttrommler in langer, hagerer Gestalt. Ach! auch in Buxtehude geht die Kunst nach Brod, und nicht immer mag es um den Magen des guten Mannes wohl bestellt sein. Schalkhafte mitfreudige Mädchengesichter schauen zu. Ueber das ganze Bild liegt eine reine Lust und Behaglichkeit verbreitet, die in dem überweisen, fast genußunfähigen Europa des neunzehnten Jahrhunderts nur zu selten geworden sind. Wenn Composition und Totaleindruck an diesem Bilde auch nichts zu wünschen übrig lassen, so möchte eine genauere Ausführung im Einzelnen, wie deren vornämlich Düsseldorfer und Berliner Künstler sich befleißigen, doch zur Vermehrung des inneren Werthes desselben beträchtlich beigetragen haben. (Fortsetzung folgt.)

---

## Provinzial-Correspondenz.

**Frauenburg**, den 10. Januar 1841.

Ueber die Ermordung des hochw. Bischofs v. Hatten kann ich Ihnen heute noch Folgendes melden. Bei der, einige Tage nach dem Morde, durch den von der Besuchsreise zurückgekehrten Landrath v. Schwarzhoff veranlaßten nochmaligen Haussuchung wurden die vermißte Uhr, die Tabatiere und einiges Geld auf dem Boden des Hauses, in ein Schnupftuch und einen alten Handschuh versteckt, gefunden. Die That wird bis jetzt von dem Kühnapfel geleugnet. Derselbe affectirt zum Theil Wahnsinn, zum Theil tritt er mit einer unverschämten Unbefangenheit auf. Am 6. huj. erfolgte die gerichtliche Obduktion und Sektion des bischöflichen Leichnams, wobei Kühnapfel anwesend war. Derselbe hat den Leichnam als den des Bischofs anerkannt, den Mord jedoch abgeleugnet, und auf die dreimalige feierliche Frage des gerichtlichen Kommissarius: „ob er die Hand auf den Ermordeten legen und dann sagen könne, daß er der Mörder nicht sei" jedes Mal mit „Ja" geantwortet. Man hat es hierauf aber nicht ankommen lassen. Gestern wurde der Leichnam der Wirthin secirt, den der Angeschuldigte gleichfalls anerkannt und erklärt haben soll, daß er sie sehr genau gekannt, daß sie eine gute Frau gewesen und ihm öfters Stroh und andere Sachen gegeben. Auf die Frage: ob er den Mörder kenne, hat er geantwortet: „in Frauenburg sagt man, daß ich es sei." Der Mensch soll überhaupt eine Ruhe und Kaltblütigkeit zur Schau tragen, die bei den vorliegenden Indizien Staunen erregt. Gestern ist ihm auch das Schnupftuch, worin ein Theil der geraubten Gegenstände verborgen gewesen, vorgezeigt worden, was ihn Anfangs etwas frappirt haben soll. Er ist aber gleich wieder in seine Rolle gefallen. Bis jetzt ist ihm aber davon noch nichts gesagt, daß man die vermißten Gegenstände bei ihm vorgefunden. Gleich nachher, als das Verbrechen bekannt geworden, ist von Frauenburg aus eine Estafette nach Berlin abgegangen, worin jedoch, wie die Sache zu jener Zeit stand, angezeigt sein soll, daß man Niemanden der That verdächtigen könne. In Folge dessen ist von Seiten Sr. Maj., der Polizeirath Dunker aus Berlin sofort hierher gesendet worden, um die Ermittelung des Thäters herbeizuführen. Mehr, sobald ich etwas Neues von dieser Schreckens-Angelegenheit erfahre.

---

**Frauenburg**, den 11. Januar 1841.

Die Sache steht heute anders. Der Polizei-Rath Dunker ist Sonnabend 3 Uhr Nachmittags hier eingetroffen, mit ei-

ner Ordre des Justizministers, welche ihm die Einsicht der gerichtlichen Akten, überhaupt ein unabhängiges Handeln zusichert. Er hat dem Ende des Verhörs als stummer Zeuge beigewohnt. In diesem Verhör hat Inkulpat, wie ich schon früher sagte, Alles geleugnet, obwohl ihm alle vorgefundene geraubte Sachen gezeigt worden. Gestern Sonntag hat der Polizei-Rath Dunker sich ins Gefängniß begeben, den Gefangenen von den Banden befreien lassen, die im Gefängnißzimmer wachthabenden beiden Soldaten aus dem Zimmer treten lassen und sich dann 5 Stunden lang ganz gemüthlich mit ihm unterhalten, so daß der Kühnapfel ganz weich geworden und die That gestanden hat. In Gegenwart der hinzugerufenen Wachen, hat er das Geständniß wiederholt, und weil der ordentliche Inquirent nicht am Orte war, hat der Domsyndikus, unter Zuziehung eines Protokollführers, das Zugeständniß des Kühnapfel zu Protokoll genommen. Die näheren Umstände hat Kühnapfel überall gleichlautend folgendermaßen angegeben: Seit 8 Wochen habe er sich schon mit dem Gedanken umhergetragen, den Bischof zu morden, um ihn zu berauben. Am bewußten Tage war er (wahrscheinlich um zu recognosciren, wer von des Bischofs Leuten einheimisch sei) in der Kirche gewesen, habe sodann ein Beil unter dem Ueberrocke befestigt und sei verlarvt an die Thüre der bischöfl. Curie gekommen, habe sie verschlossen gefunden und sei, sich plötzlich beklommen fühlend, umgekehrt. Nachdem er jedoch einige Schritte gegangen, sei er wieder umgekehrt und nachdem er sowohl an die Thüre, wie an die Fensterlade gepocht, sei ihm erstere von der Wirthin geöffnet worden, die ihn für einen der aus der Kirche zurückgekehrten Bedienten gehalten haben mag. Von der Wirthin habe er nun, unter der Drohung, sie zu tödten, Geld verlangt; auf ihre Erklärung, daß sie kein Geld habe und er hinauf gehen möge, habe er sie am Kleide gehalten und sei ihr die Treppe hinauf in die bischöflichen Zimmer gefolgt. Als sie in die Nähe des Zimmers gekommen, in welchem sich der Bischof befunden, habe sie gerufen: „Eminenz, hier will Einer Geld haben.“ Auf diesen Ruf habe Kühnapfel der Rufenden einen Schlag mit dem Beil versetzt, wovon sie niedergesunken, sei dann in das Zimmer des Bischofs getreten und habe von ihm Geld verlangt. Derselbe habe ihn gefragt: wer er sei, und wie er dazu komme, in sein Haus zu dringen, worauf jener, unter Vorzeigung der Mordwaffe, gesagt: er möge nur nicht viele Umstände machen, denn die Zeit sei ihm kostbar. Der Bischof habe ihm hierauf seine goldene Uhr, seine goldene Tabatiere und mehre Thaler Geld gereicht. Mit dem Betrage des Letzteren aber nicht zufrieden, habe er die Schlüssel gereicht und ihn aufgefordert, nach Gefallen zu nehmen. Diese habe er nicht genommen, sondern verlangt, daß der Bischof selbst das Geld herbeiholen solle. Dies geschah; so brachte der Bischof ihm 5 Rthlr., dann eine Rolle mit 50 Rthlr. und als er noch Gold verlangte, ein Beutelchen mit Goldmünzen. Darauf verlöschte dem Bischofe zufällig das Licht, welches er vor Furcht zitternd nicht wieder anzünden konnte. Der Räuber habe darauf gesagt: warten Sie, ich werde anstecken, habe es auch gethan und, dem Bischofe das Licht reichend, gesagt: nun leuchten Sie mir herunter. Beide seien nun in das andere Zimmer getreten, wo die Wirthin, die sich wieder erholt hatte, bereits aufgestanden war. Diese geht auf den Räuber los und reißt ihm die Larve ab. Der Bischof ihn erkennend, ruft: lieber Rudolph, thu doch meiner Wirthin nichts; sie hat mir bereits 41 Jahre treu und redlich gedient. Mit dem Rufe: ei was, ob 41 oder 1 Jahr, das ist mir gleich, habe er auf sie losgeschlagen, daß sie abermals niedergesunken. Als dem Bischofe während dessen das Licht zur Erde gefallen und er, um es aufzuheben, sich gebückt hatte, schlägt er auch diesem mit dem scharfen Beile in den Hinterkopf, in Folge dessen er unter dem Rufe: o mein Gott! niedergesunken sei und darauf noch mehre Schläge in den Kopf erhalten habe. Darauf sei Kühnapfel, unterwegs das Beil im Schnee vom Blute reinigend, nach Hause geeilt, habe den Raub geborgen, sich einen andern Rock angezogen, sich gewaschen und sei dann in die Kneipe zum Kartenspielen geeilt. So ist also das grause Verbrechen, welches das Leben unseres würdigen Bischofes endete, enthüllt, und der Mörder sieht der gerechten Strafe entgegen. Es ist entsetzlich zu sehen und zu hören, wie ein Mensch die Hand zum Morde des Andern aufhebt; unbegreiflich aber ist es, wie ein Mensch, der den Keim zu einer so sündigen, zum Himmel schreienden That in sich trägt, noch glauben kann: unentdeckt zu bleiben, da doch die Geschichte aller solcher Verbrecher lehrt: daß die Strafe den Thäter, zwar bald früher, bald später, stets aber sicher ereilt habe.

---

**Insterburg**, den 4. Januar 1841.

Es ist in der That mehr, als betrübend, daß in unserm civilisirten Vaterlande, von Seiten der Behörden, Alles aufgeboten wird, um wissenschaftliche und sittliche Bildung auch in den niedrigsten Klassen des Volkes, gleich den Strahlen der Sonne erleuchtend und belebend, allerseits zu verbreiten, dennoch immer mehr und mehr Verbrecher sich finden, so daß der Ausländer, bei Beurtheilung des Preußen-Charakters, wirklich leicht in Verlegenheit gerathen und zu unrichtigen Schlüssen geführt werden kann. So häufen sich die Individuen der Sträflinge in der hiesigen Königl. Straf- und Besserungs-Anstalt von Tage zu Tage mehr. Schon hat man die weiblichen Sträflinge, deren Anzahl sich auf mehre Hunderte belief, vor einiger Zeit ganz von hier entfernen müssen, um nur Raum für die männlichen zu gewinnen, und doch ist bereits bald wieder Mangel an Raum für diese in der so umfangreichen Anstalt vorhanden. Mag immerhin die Zahl derselben durch solche Individuen bedeutend vermehrt werden, welche verschiedene Polizei-Uebertretungen — vielleicht oft auch geringerer Art — hierher gebracht haben, die jedoch, ihrer Natur nach, im eigentlichen Verstande auf einerlei Linie mit den schwereren Verbrechern stehen, da sie, gleich jenen, durch wirkliche Verletzung der positiven Gesetze zu diesem Büßungsstande verurtheilt worden sind: so bleibt dennoch die Anzahl der Criminalverbrecher auch betrübend groß. Es ist hier weder der Ort, noch die Absicht, die Gründe dieser traurigen Erscheinung zu erörtern, doch dürfte die Ermittelung derselben für unser Vaterland von dem größten Nutzen sein, und es wäre zu wünschen, daß nicht Laien, sondern einsichtsvolle Männer von Fach und edle Menschenfreunde, denen das Wohl ihrer Mitmenschen wahrhaft am Herzen liegt, diesen wichtigen staatswirthschaftlichen Gegenstand einer sorgsamen Prüfung unterwerfen möchten, um auf diese Art die richtigen Prinzipien zur Behandlung der Verbrecher zu ermitteln. Was diesen Punkt betrifft, so hat ein erlauchtes Ministerium neuerdings auf den Antrag eines hiesigen hohen Justizbeamten mancherlei sehr wohlthuende Verordnungen erlassen, die, wenn sie auch im Allgemeinen von einem großen Theil hiesiger Einwohner mißfällig aufgenommen worden sind, dennoch für die Sträflinge und deren Besserung eines glücklichen Erfolges wahrlich nicht ermangeln werden. Es herrschte nämlich hier früher die Sitte, sich zu Verrichtungen allerlei häuslicher Geschäfte der Sträflinge zu bedienen. Dieses war für manchen Hausstand recht erwünscht, und wem sollte es nicht sein, wenn er z. B. 30 bis 50, nicht selten 100 Mann, versteht sich unter gehöriger Aufsicht, zu nöthigen Feldarbeiten, für einen geringeren Tagelohn, als die hiesige arbeitende Klasse zu fordern gewohnt war, erhalten konnte? Nun ergab sich aber hieraus für die Sträflinge selbst mancher Uebelstand, der sich hauptsächlich als ein mächtiges Hinderniß bei ihrer eigentlichen Besserung herausstellte. Man fand, daß sie während der Arbeit selten so vollständig beaufsichtigt werden konnten, als daß sie keine Unterhaltungen anknüpften, und geschah dieses, so bewirkten manche Mittheilungen, die ergraute Sünder ihren jüngern Strafgenossen machten, und gegenseitige genau detaillirte Erzählungen von spitzbübischen Erfahrungen ganz natürlich größere Verderbtheit, so daß es sich nicht selten bewährt hat, daß die Strafanstalt, anstatt zu bessern, vielmehr als vollkommene Lehranstalt für raffinirte Verbrecher angesehen werden konnte. Ferner erhielten

dergleichen Arbeiter aus schlecht angebrachtem Mitleiden während des Tages oftmals Branntwein, und dieser war besonders einflußreich und hauptsächlich ihrer Besserung hinderlich, da vielleicht größtentheils der unmäßige Genuß dieses Sinn und Verstand beraubenden Feuerwassers — wie es mit Recht von wilden Völkern genannt wird — viel zu ihrem Unglück und ihrer Schlechtigkeit beigetragen und sie in die Lage versetzt hat, in der sie zur Abbüßung ihrer leidenschaftlichen Handlungen gerathen waren. Denn es kann auch, ohne Mitglied eines Mäßigkeitsvereins zu sein, leicht eingesehen werden, wie verderblich dieses Branntweintrinken der Menschheit ist. Man darf nur rechtschaffene Beamte, Prediger, oder solche Männer fragen, die sich um die Sitten und Lebensart des gemeinen Mannes, besonders hier in Litthauen, bekümmern, auch nur selbst etwas aufmerksam beobachten, so wird man die Beweise bald finden, wie weit die Seuche des Branntweintrinkens um sich gegriffen hat, wie sie weder Geschlecht, noch Alter schont, und wie groß die Menge der Schlachtopfer ist, die sie jährlich dem Criminalrichter in die Arme liefert, der sie nicht selten, mit schweren Ketten an beiden Händen geschlossen, in die Strafanstalt sendet, damit sie hier Mäßigkeit, Nüchternheit und Arbeitslust liebgewinnen lernen. Daher erging schon im Laufe des vergangenen Jahres, von Seiten eines erlauchten Polizeiministeriums, die hohe Verordnung, daß kein Sträfling unter keinerlei Vorwand die Anstalt verlassen dürfe, und selten sieht man daher jetzt einen derselben, da man früher ganze Züge mit ihren Ackerwerkzeugen auf den Schultern — ein trauriger Anblick für jeden fühlenden Menschen — täglich durch die Straßen ziehen zu sehen gewohnt war. Ein anderer Uebelstand, der, bei Gelegenheit der Anwesenheit Sr. Excellenz des Ministers v. Rochow im Laufe des Monats September v. J., von demselben gleichfalls gerügt worden ist, soll, wie wir gehört haben, für die Zukunft auch aufgehoben werden. Dieses ist das Zusammensitzen mehrer Sträflinge in einer Zelle. Es ist aus dem Obigen leicht zu begreifen, daß das Alleinsein nicht nur eine weit wirksamere Strafe, sondern auch ein kräftigeres Besserungsmittel ausmacht, was die Amerikaner sehr gut eingesehen haben, da ihre Strafanstalten aus lauter kleinen Zellen für einzelne Verbrecher bestehen. Wir wollen hoffen, und jeder echte Vaterlandsfreund wird gerne mit uns einstimmen, daß dieser weisen Fürsorge unsers wahrhaft väterlich gesinnten Staates es hierdurch gelingen wird, wenigstens das mehrmalige Abbüßen gesetzwidriger Handlungen in der Strafanstalt bei unsern armen Landsleuten zu verhindern, da jetzt mancher schon zum dritten Mal sein Vergehen hier arbeitend bereuen muß.

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Laster).

---

Die gestern Abend erfolgte glückliche Entbindung meiner lieben Frau von einem gesunden Knaben, zeige ich theilnehmenden Freunden und Bekannten — in Stelle besonderer Meldung — hiemit ergebenst an.

G. A. Jacobsen.

Danzig, den 13. Januar 1841.

In der Buchhandlung von **Fr. Sam. Gerhard**, Langasse Nr. 400., ist so eben erschienen:

## Friedrich Wilhelm III.

sein Leben und sein Wirken und seine Zeit; vom **Reg.-Rath Kretzschmer, 5te Lieferung**, mit den Portraits der Generale: Bülow v. Dennewitz, v. Scharnhorst, Kleist v. Nollendorf und v. Gneisenau.

br. Preis: 5 Slbgr.

Die Broschüre, welche zur Kirchengeschichte von Christoforo Vizichius 1702 herausgegeben worden, wird zu kaufen gesucht von der Homannschen Buchhandlung in Danzig, Jopengasse No. 598.

Das neueste Preisverzeichniss meiner Garten-, Feld-, Holz-, Gras- und Blumensaamen wie auch von Kartoffeln und gefüllten englischen Prachtgeorginen ist wieder ausgegeben und in jeder guten Buchhandlung gratis zu bekommen. Auch erlaube ich mir noch, meine echten weissen Zuckerrunkelrüben-Kerne zu empfehlen.

Bestellungen zu besorgen ist in Danzig die Gerhardsche Buchhandlung erbötig.

Quedlinburg, den 1. Jan. 1840. Sam. Lor. Ziemann, Handelsgärtner.

Das dritte **Abonnements-Quartett** findet heute im Saale des Herrn Reichel statt.

E. Braun.

Neues Etablissement.

Nachdem ich mich am hiesigen Orte als Tapezier und Dekorateur etablirt, verfehle ich nicht mich einem hohen Adel, so wie einem geehrten Publikum zu allen in mein Fach gehörenden Arbeiten zu empfehlen, als: Tapezieren und Dekoriren der Zimmer, Anfertigen und Anmachen der Gardienen, Roleaux, Marquisen rc.; ferner: Polstern der Sophas, Stühle, Matratzen, welche ich auf Verlangen mit dem in Berlin so beliebten Drathpolster ebenfalls ausführe, so auch Tapisserie-Arbeiten werde ich aufs Sauberste zusammensetzen und mit geschmackvollen Garnierungen ausstatten, und gebe ich die Versicherung, daß ich durch gute und dauerhafte Arbeit, so wie durch reelle und prompte Bedienung mir das Zutrauen eines geehrten Publikums zu erwerben, als auch stets zu erhalten bestrebt sein werde, und bitte um geneigten Zuspruch.

Theodor Klein, Tapezier und Dekorateur aus Berlin, Schnüffelmarkt No. 717.

Danzig, im Januar 1840.

Eine Ziegelei, mit bedeutendem Lehmstich, eine kleine Meile von Danzig entfernt belegen, ist aus freier Hand zu kaufen. Nähere Nachricht giebt der Oecon.-Commissarius Zernecke in Danzig, Hintergasse Nr. 120. wohnhaft.

Druck und Verlag von **Fr. Sam. Gerhard.**